

Marieli

Autor(en): **Schibli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **227 (1954)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656670>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Marieli

Erzählung von Emil Schibli

Was ich dir hier zu erzählen habe, lieber Leser, spielt sich weder in einem Grandhotel noch in einem Palast, weder in Paris, London oder Newyork ab. Mein Schauplatz ist ein schlichtes Dorf unserer Heimat und meine Heldin eine einfache, ältere Frau ohne Schminke, Puder und Nagellack. Sie trägt auch keinen pompösen fremdländischen Namen, sie heißt einfach Marieli. Marie Eichenberger. Das Dorf, in welchem Frau Eichenberger geboren wurde und in welchem sie heute noch lebt, liegt an einem kleinen, lieblichen See im Mittelland. Es ist, wie die meisten unserer kleinen Ortschaften, in welchen die Bauwut und der sogenannte Fortschritt sich noch nicht haben austoben können, hübsch und heimelig und altmodisch. Halb ist es ein Bauerndorf und halb ein Industriedorf. Es liegt mit seinen roten Ziegeldächern versteckt zwischen Obstbäumen. Wiesen, Korn- und Kartoffeläcker, Bohnen- und Gemüseplätze erstrecken sich bis an die Gemeindegrenze und darüber hinaus. Denn auch die Nachbardörfer sind Bauerndörfer mit ein wenig Industrie und ortsansässigem Gewerbe. Zu beiden Seiten des Tales ziehen sich auf langgedehnten Hügeln schöne, von einem trefflichen Förster gepflegte Buchen- und Tannenwälder hin.

Hier also ist unser Marieli Eichenberger oder Hunziker, wie es als ledig hieß, aufgewachsen. Beide Eltern gingen in die Fabrik und überließen die Kinder der Obhut einer Großmutter. Durch Fleiß und Sparsamkeit gelang es ihnen, nach einigen Jahren des Zusammenlebens zu günstigem Preise ein altes Häuschen mit etwas Wies- und Ackerland zu erwerben. Dadurch verdoppelte sich ihre Arbeit, aber sie fühlten sich jetzt, nachdem sie eine bittere Kindheit in Armut und mancherlei Not erlebt hatten, wie im Himmel. Es ging ihnen so gut, wie es armen Leuten nur gehen kann. Sie hatten zu essen, sie hatten ein eigenes Dach über dem Kopfe und den Frieden im Hause. Und mehr kann man ja eigentlich vom Leben nicht verlangen, wenn man nicht unvernünftig ist.

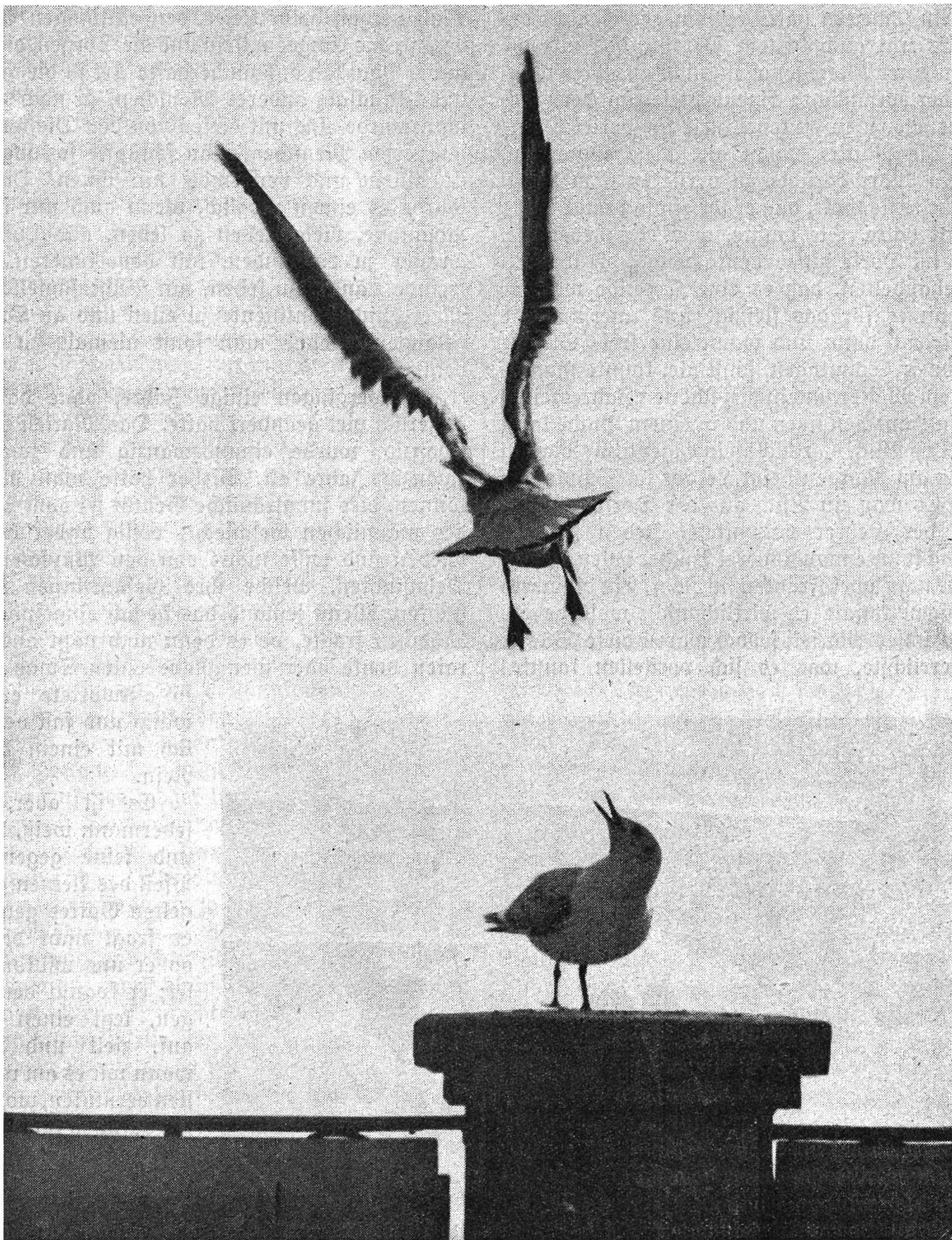
Zu den drei Kindern, die sie hatten, kamen noch zwei hinzu. Eltern und Kinder hofften, es würde so bleiben, wie es jetzt war. Das Schicksal

hatte es anders bestimmt. Der Vater begann zu kränkeln. Er hatte sich wahrscheinlich zuviel zugemutet und eine heftige Erkältung zu wenig ernst genommen. Er begann zu husteln. Die Brust schmerzte ihn, und er magerte ab. Er hätte einen Arzt aufsuchen sollen. Leider tat er das erst, als es schon zu spät war. Eines Tages hatte er einen Blutsturz und mußte nach Hause gebracht werden. Er hatte die Auszehrung, wie man damals sagte. Er mußte die Arbeit in der Fabrik aufgeben. Eine Heilung war nicht mehr möglich. Zwei Jahre später starb er, noch nicht vierzig Jahre alt.

Das Marieli kam damals eben aus der Schule. Das war ein Glück im Unglück. Es war das älteste von den fünf Kindern. Das aufgeweckte, intelligente Mädchen hätte gerne einen Beruf erlernt. Es hatte geschickte, flinke Hände und träumte davon, Damenschneiderin oder auch Modistin zu werden. Nun aber mußte es diesen Traum begraben. Es galt jetzt, der Mutter, die ihre fünf Kinder allein durchbringen mußte, wenn die Familie beisammenbleiben wollte, verdienen zu helfen.

So ging denn nun auch das Marieli in die Fabrik. Ach nein, die leichte, aber eintönige Arbeit gefiel ihm gar nicht. Dennoch hörte die Mutter nie eine Klage oder ein Wort des Unmutes aus dem Munde der Tochter. Das junge Mädchen trug sein Los so tapfer wie nur irgendein Erwachsener, vom Leben Abgehärteter. Dieser treuen Hilfe hatte es Mutter Hunziker zu danken, daß sie das Häuschen behalten und ihre Kinder ohne die geringste Unterstützung durch die öffentliche Hand erziehen und alle etwas Rechtes lernen lassen konnte. Das gute Marieli ersetzte beinahe den Vater. Es arbeitete nicht viel weniger, als er es getan hatte. Doch dies war nicht das einzige. Es entsagte auch freiwillig jedem Vergnügen, für welches es hätte Geld ausgeben müssen, und verzichtete fast auf alles, was jungen Mädchen Freude macht. Durch eine solche Lebensweise wurde es nun freilich frühzeitig grüblerisch und schweigsam und wohl auch ein wenig verbittert. Man sah das Mädchen selten lachen und nie, wie die andern Fabrikmädchen es taten, mit jungen Burschen tändeln und liebeln.

An den Sonntagen hätte man das Marieli nicht auf einem Tanzboden finden können, obwohl es von Angesicht hübsch war und eine gute Figur



Möwen

Zur Erinnerung an den Photographen Paul Senn, Bern, † 25. April 1953

hatte. An Tänzern hätte es ihm gewiß nicht gefehlt. Es trat auch keinem Vereine bei, wie die meisten seiner Altersgenossen, nicht aus Menschen-scheu oder vorsätzlicher Eigenbrütelei, sondern einfach deshalb, weil es keine Zeit für derlei Dinge hatte. Die Mutter nahm alle diese Opfer an, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Im stillen aber dankte sie Gott, daß er ihr ein so braves Kind geschenkt hatte. Sie wußte, was dies bedeutete. Es gab im Dorfe junge Leute genug, die ihre Eltern behandelten, daß es eine Schande war.

Wenn es für das fleißige und unermüdlche Marieli doch dann und wann eine freie Stunde gab, nur an Sonntagen, sonst nie, konnte man es bei gutem Wetter und in den schönen Jahreszeiten vor dem Häuschen sitzen und in einem Buche lesen sehen. Das Buch war nicht sein Eigentum; Marieli hatte es am Morgen beim Lehrer im Schulhause geholt. Es war ein Buch aus der Dorfbibliothek, welche der Lehrer verwaltete. Jeden zweiten Sonntag konnte man sich drei Bücher holen. Dafür bezahlte man zwei Franken im Jahr. Ein billigeres Vergnügen konnte es wirklich nicht wohl geben.

Für unser Marieli jedoch waren diese Bücher das Herrlichste, was es sich vorstellen konnte!

Man vergaß beim Lesen den eintönigen Alltag, vergaß das Enge und die Sorgen, die man hatte. Man sah auf zauberhafte Art in die Herzen und Schicksale anderer Menschen, ja noch mehr: man wurde eins mit diesen von den Dichtern geschilderten Menschen, man schlüpfte sozusagen in sie hinein und verschmolz mit ihnen. Dadurch wurde es einem möglich, wenn auch nur in der Phantasie, viele Leben zu leben, alle Lust und Trauer zu empfinden, mit dem inneren Auge fremde Länder zu sehen, mit Blitesschnelle über Meere und Kontinente zu eilen und an Orte zu gelangen, welche man sonst niemals zu sehen bekäme.

So vergingen einige Jahre, ohne daß sich äußerlich viel geändert hätte. Das Marieli wurde zwanzig, wurde einundzwanzig und zweiundzwanzig Jahre alt. Bisher hätte man meinen können, dies jungfräuliche Gemüt sei vom Dasein des männlichen Geschlechts völlig unberührt geblieben und wisse nichts von den Wünschen und Sehnsüchten, welche ihre Gefährtinnen heim-suchten. Wenn jemand das in sich eingesponnene Mädchen fragte, ob es denn noch nicht ans Heiraten denke oder wenigstens einen Schatz habe,

so antwortete es unwillig und fast verächtlich mit einem kurzen Nein.

Es ist aber, wie jedermann weiß, keiner und keine gegen den Pfeil des kleinen geflügelten Gottes geweiht; er fragt nicht danach, ob er uns willkommen sei; er spannt den Bogen, legt einen Pfeil auf, zielt und trifft, wann wir es am wenigsten vermuten, wohl um sich dafür zu rächen, daß wir mit ihm unseren Spott getrieben haben.

So erging es unserem Marieli.

Es gab da auf dem Büro in der Fabrik einen



Im Februar 1953 fiel im ganzen Jura außerordentlich viel Schnee. In La Chaux-de-Fonds erreichten die Schneewälle Mannshöhe.

Photopreß-Bilderdienst, Zürich

hübschen Burschen, welcher sich um einen zu besetzenden Posten beworben, ihn erhalten hatte und vor kurzem zugezogen war. Er aß und logierte einstweilen im Gasthof, aber es paßte ihm dort nicht, des vielen Lärms wegen; auch kostete es für seinen Beutel zuviel. Auf der Suche nach einem angenehmen Zimmerchen hatte ihn irgend jemand auf Frau Hunziker aufmerksam gemacht, welche gewiß froh wäre, einen Zuschuß für ihre Haushaltung zu bekommen. Freilich würde es sich dabei wohl nur um einen bescheidenen Raum ohne fließendes Wasser und Bad handeln können, dafür hätte aber ein Mieter auch nur ungefähr die halben Kosten wie im Gasthofe. Auch stehe das Häuschen für sich im stillen Grünen und nahe am See. Außerdem, fügte der Auskunftgeber mit einem bedeutungsvollen Augenzwinkern hinzu, außerdem sei da auch noch eine recht hübsche tausend Wochen alte Tochter vorhanden. Allerdings schienen die Möglichkeiten in diesem Falle nicht eben besonders verlockend. Das Mädchen gehe in die Fabrik, lebe aber im übrigen so zurückgezogen und weltabgekehrt wie kein anderes im Dorfe, beinahe wie eine Nonne im Kloster. Immerhin, man wisse aus Erfahrung, daß stille Wasser tief seien, und im übrigen sei er, Fröhlich, ja nicht auf der Suche nach einem Mädchen, sondern nach einem Zimmer.

Kurz und gut: der junge Mann sah sich das Häuschen an, zuerst einmal von außen und dann auch von innen. Er brachte sein Anliegen auf eine so manierliche Weise vor, daß er Frau Hunziker mit jedem Worte mehr für sich gewann. Das ist ein sehr netter Mensch, dachte sie, und sah ihn mit Wohlgefallen an. Sie zeigte ihm also das Zimmerchen, welches sie für ihn freimachen konnte, und der Handel kam binnen kurzem zu beider Zufriedenheit zustande. Herr Fröhlich verließ den Gasthof und zog bei Hunzikers ein.

Es zeigte sich dann bald, daß sein Name zu ihm paßte. Er brachte Munterkeit in das stille kleine



Erfatz der Straßenbahn durch Autobusse

Dieser neue Autobuszug der Zugerland-Verkehrsbetriebe fährt bis zu 200 Personen und ist zusammen mit dem Gepäckanhänger fast 30 m lang.

Photopress-Bilderdienst, Zürich

Haus, und er war es auch, welcher Marieli das Lachen beibrachte, worüber die Mutter sich von Herzen freute, weil sie hin und wieder befürchtete, das schwerblütige Wesen könnte sich dem Mädchen krankhaft auf die Seele legen. Sie versäumte nicht, den flotten, sympathischen und soliden jungen Mann vor der Tochter bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu rühmen; sie begünstigte auch das Zusammensein der beiden jungen Leute in beinahe kupplerischer Weise und hoffte im stillen, es möchte aus ihnen ein Ehepaar werden.

Damit hatte sich die gute Frau freilich verrechnet, denn Fröhlich dachte keineswegs daran, sich dauernd an ein armes Mädchen zu binden. Er hatte ganz andere Dinge im Sinn. Das Marieli war nicht die erste, die er umwarb. Er kannte sich in den Künsten der Verführung aus und ver-

stand es dabei trefflich, den Umworbenen wahre Liebe vorzutauschen. Dieser Fröhlich war alles andere als eine tiefe Natur. Im Grunde genommen war er nichts als ein frivolster Spieler, ein raffinierter Ländler und Bouffier, ein sinnlicher Schnüffler ohne echte Leidenschaft. Wie ein Sommervogel mit schillernden Flügeln flog er von Blume zu Blume, um ihren Honig zu nippen, wobei er mit einer Art von besorgter Angstlichkeit darauf hielt, daß ihm keine den Glanz und Schimmer von den Flügeln streifte.

Das noch völlig unberührte Marieli reizte ihn verständlicherweise ganz besonders. Es war selten, daß man eine solche Mädchenblüte fand und der erste Lehrmeister sein durfte. Wie lange würde es dauern, bis er dieses unverdorbenes Mädchen zu Fall bringen konnte? Er dachte dieses Spiel zu betreiben, wie andere einen Sport betreiben, wie etwa ein Fischer versucht, einen Fisch zu fangen. Sollte der Fang unerwarteterweise nicht glücken, nun, dann ging man eben weiter. An Angelplätzen fehlte es ja nicht. O nein, er war durchaus kein harmloser Bursche, dieser nette und lebenswürdige Herr Fröhlich. Im Gegenteil. Er war ein sehr gefährlicher und durchtriebener Fallensteller und Schürzenjäger. Aber das konnten die beiden Frauen freilich nicht wissen.

Glücklicherweise hatte das Marieli noch seinen Schutzengel. Natürlich verliebte es sich in den bezaubernden Jüngling. Wie hätte es anders sein sollen? Es ließ sich in Wonneschauern küssen und gab die Küsse heiß und entflammt zurück. Aber sein starkes Gefühl für das Unverdorbenes und Gesunde merkte trotz der rasch auflodernden Leidenschaft seiner Sinne, daß etwas mit dem Freier nicht stimmte, daß er ein Gaukler war, kenntnisreich, aber mit einem kalten, ja grausamen Herzen. Als das Mädchen dies zu ahnen begann, verwandelte sich sein Vertrauen in Widerstreben. Es spürte, worum es dem listigen Jäger zu tun war, und ging ihm nicht auf den Leim.

Sobald Fröhlich es merkte, änderte er sein Verhalten. Er gab sein Werben kurzerhand auf, kündete das Zimmerchen und zog aus, zu neuen Taten. Zeitverschwendung war nicht seine Sache. Bald darauf hörte man, daß es Fröhlich gelungen sei, einer reichen Tochter den Kopf zu verdrehen und sich mit ihr zu verloben. Sie war nicht beson-

ders hübsch und ein Tüpfli, wie die Leute sagten; aber sie war einziges Kind, und das war für Fröhlich wichtiger. Seine Braut, das heißt ihr Vater, konnte ihm dazu verhelfen, nun endlich vorwärtszukommen, aus dem namenlosen Gewimmel kleiner Angestellter zur Herrenklasse aufzusteigen. Dafür durfte man manches in Kauf nehmen. Und wenn es, mit den Augen Fröhlichs gesehen, gewiß keine Liebe war, welche ihn zur Verbindung mit dem reichen Mädchen bewog, so konnte man die Angelegenheit doch jedenfalls einen guten Schick nennen. Was die Liebe anbetraf, das, was Fröhlich als Liebe bezeichnete, so wußte er längst, wie sie schmeckte. Immer gleich. Sobald der Rahm abgeschöpft war, wurde die Sache langweilig. Man wurde ihrer überdrüssig, sie hatte ihren Reiz verloren, die Sinne verlangten neue Abenteuer. Ja, so war es mit der Liebe. Was eine Weile lang purpurrot gewesen war, wurde grau und verwaschen wie ein Stoff, der nicht farbecht war. Eben deshalb mußte man sich an solidere Dinge halten. Und solch ein Ding war, vorausgesetzt, daß man genug davon besaß, das Geld.

„Geld macht zwar nicht glücklich; aber es beruhigt“, sagte der zukünftige Schwiegervater und Fabrikant. Und er mußte es wissen. Im Steuerregister der Gemeinde war er unter dem halben Dukend zu finden, welche ein fünfstelliges Einkommen hatten. Sein Vermögen wurde auf eine runde Million geschätzt. Solche Leute spielen in der Öffentlichkeit eine Rolle. Das tat Herr Wehrli auch.

Wirklich der junge Herr Fröhlich hatte alle Ursache, sich ins Fäustchen zu lachen. Es kommt nicht alle Tage vor, daß eine Fabrikantentochter und einzige Erbin an einem Buchhalter den Narren gefressen und daß wiederum der Vater dieser Tochter an ihr einen Narren gefressen hat und es nicht übers Herz bringt, ihr einen Wunsch abzuschlagen.

Und wie ging es in der selben Zeit dem Marieli? Nun, äußerlich ließ es sich jedenfalls nichts anmerken; es war nie eine Jammerliese gewesen. Innerlich jedoch schämte es sich, daß es sich von einem solch windigen Burschen eine Zeitlang hatte täuschen lassen und ihn liebte. Die Wunde tat weh. Das Mädchen wurde noch einsilbiger als zuvor und ließ sich mit der äußeren Welt so wenig als möglich ein. Es trug schwer an seiner Enttäuschung.



Im Sommer 1953 wurde der Neubau des Weltpostvereins in Bern eingeweiht.

ATP-Bilberdienst, Zürich

Und die Zeit verging. Das Leben war wie ein Wanderer, der es eilig hat. Die Geschwister wuchsen heran, wurden selbständig und flogen alle aus, eines dahin, das andere dorthin. Nur das Marieli blieb bei der Mutter, die inzwischen graue Haare bekommen hatte. Wer würde sich denn um sie, die sich nun den Sechzig näherte, kümmern, wenn das Marieli auch seine eigenen Wege hätte gehen wollen? Wer würde die Mutter pflegen, wenn sie einmal krank und gebrechlich wurde? Fremde Leute? Nein, das wollte das Marieli nicht. Es hatte sich von jeher an das gehalten, was es als seine Pflicht betrachtete. Das tat es auch jetzt. Die Mutter war ihm dankbar dafür, obgleich sie selten etwas davon sagte. Aber braucht man denn immer Worte zu machen?

Damit die beiden Frauen es endlich ein wenig leichter hätten als bisher, entschloß sich die Mutter, den kleinen Landbesitz zu verkaufen, als sich eine besonders günstige Gelegenheit dazu bot. Ein Basler Kaufmann wollte das Mättlein am See haben, bezahlte einen guten Preis dafür und ließ sich auf dem idyllischen Plätzchen ein Ferienhaus bauen. Frau Hunziker behielt nur den Garten hinter dem Häuschen. Sie und das Marieli hatten es jetzt, nach den langen Jahren des Darbens und Schaffens, schön. Sie durften sich nun dann und wann auch einmal eine kleine Abwechslung gönnen, ein kurzes Sonntagsreisen in die Stadt, ein Mittagessen in einem Gasthofe oder Ähnliches. Ach, jeder von uns weiß, daß uns allen kein dauerndes Glück gegönnt ist. Wir sind wie das



Die Unwetter im Juni 1953. Bei Bärau wurde ein Haus von abrutschenden Erdmassen schwer beschädigt.

Photo W. Rydegger, Bern

Gras, das bald welk wird und verdorret, heisst es in der Bibel. Eines Morgens lag Mutter Hunziker bleich und tot in ihrem Bett. Sie war still, wie sie gelebt hatte, aus dieser Welt gegangen; sie war in der Nacht an einem Herzschlag gestorben.

Das Marieli überliess sich eine Weile seinem Schmerz um den teuren Verlust, betete für die abgesehene Seele und tat dann, was in Gottes Namen zu tun war. Die Geschwister kamen, ein paar Verwandte kamen, und man begrub die Tote. Hierauf reisten alle wieder ab, und das Marieli war nun ganz allein in dem Häuschen. Es schickte sich darein. Ich weiss ja, sagte es sich, das Leben immer wieder ein Abschiednehmen ist und das man am Ende immer allein mit sich zu recht kommen muss. So ist es nun einmal, es lässt sich nicht ändern.

Das Mädchen, in seinen schwarzen Kleidern nun wirklich anzusehen wie eine Nonne, ging weiterhin in die Fabrik, hielt das Häuschen instand, pflegte den Garten und las in freien Stunden immer wieder in seinen geliebten Büchern. Es besaß ihrer nun schon ein ganzes Brett voll, die nicht der Dorfbibliothek gehörten, sondern sein eigener Besitz waren.

Damit es etwas Lebendiges um sich hatte, und damit es sich nicht zu fürchten brauchte in seiner Einsamkeit, kaufte Marieli sich einen deutschen Schäferhund, welcher ihm bald zum innig geliebten Freund wurde. Das Tier war anhänglicher, als irgendein Mensch es hätte sein können.

So verging ein halbes Jahr, so verging wieder ein Jahr.

Dann trat ein neuer Wechsel ein, ein Ereignis, das niemand hätte voraussehen können und welches hernach noch viel zu reden geben sollte, denn die Leute, die fürs Praktische und Nützliche sind, begriffen es nicht.

Hans Eichenberger, Packer in der gleichen Fabrik, in welcher auch das Marieli sein Brot verdiente, verlor seine Frau durch einen Unglücksfall.

Sie wurde während der Fasnachtszeit von einem betrunkenen Autolenter, der die Herrschaft über sein Fahrzeug verloren hatte, angefahren und auf der Stelle getötet. Der bedauernswerte Witwer war Vater dreier kleiner Kinder, von welchen das jüngste kaum vier Monate alt war. Gewiss, man bemitleidete ihn mit einem oder zwei Sägen; aber das war auch alles. Das Leben ging weiter. Das Leben hat anderes zu tun, als sich um einen einzelnen zu kümmern. Mag er zusehen, wie er den Kopf oben behalten kann. Für unseren armen, kleinen Eichenberger war das eine schwierige Frage. Was sollte er denn nun anfangen? Das beste war wohl, den Kindern sobald als möglich eine Stiefmutter zu suchen, damit die Lücke in der Familie sich wieder schloß. Das war freilich leichter gedacht als getan. Eichenberger wusste ja selbst am besten, daß er in jeder Hinsicht ein armer

Teufel war und wenig oder nichts Verlockendes zu bieten hatte. Selbst sein Äußeres war ein Hindernis. Er sah, obwohl er eigentlich noch jung war, bereits aus wie eine zusammengeschrumpfte Kellerkartoffel, und eine Frau konnte mit ihm wirklich nicht auftrumpfen.

Trotzdem dachte der arg bedrängte Witwer, nachdem er sich mit dem Tode seiner guten Frau abgefunden hatte, täglich daran, welches ältere Mädchen oder welche Witfrau im engen Kreise seines Daseins er fragen könnte, ob sie ihn heiraten wolle. Es gab wohl die oder jene Mannslüsterne. Aber keiner trug nach ihr Verlangen, weil sie allem Anschein nach nicht viel taugte oder sonst einen Fehler hatte. Solch eine würde ihn ja wohl am Ende genommen haben, denn es ist bekanntlich besser, einen Spaz in der Hand zu besitzen als eine Taube auf dem Dach. Aber damit war dem armen Hans natürlich nicht gedient. Er brauchte vor allem eine Frau, die tüchtig war und das Herz auf dem rechten Fleck hatte, eine, die es mit seinen Kindern, an welchen er innig hing, recht meinte, damit sein totes Liseli im Grabe Ruhe hatte. Guter Rat war teuer.

Inzwischen mußte er es in Gottes Namen mit einer Haushälterin versuchen. Vielleicht würde sich auf diesem Wege eine neue Ehe anbahnen. Aber ach, auch damit war es nichts oder so gut wie nichts. Das magere Löhnlein, welches er den wenigen Bewerberinnen bieten konnte, schreckte diese ab, und als er endlich eine fand, eine ziemlich verwahrloste Fünzigerin, stellte es sich heraus, daß sie eine heimliche Säuferin war, die, anstatt den Haushalt aufrechtzuhalten, ihn gefährdete. Es blieb Eichenberger nichts anderes übrig, als sie bald wieder fortzuschicken. Lieber wollte er alles selber machen. Aber das ging natürlich erst recht nicht. Schließlich mußte er froh sein, daß er seine Kinder bei entfernten Verwandten gegen ein geringes Kostgeld unterbringen konnte.

Nun aber traf es sich eines Tages,

daß er mit dem Marieli Hunziker zufälligerweise eine Strecke weit den gleichen Weg zu gehen hatte. Als er sich das stille, schlichte Mädchen heimlich von der Seite her ansah, kam es plötzlich wie eine Erleuchtung über ihn. Dieses Marieli, dieses liebe Mädchen, dachte er, wäre die rechte Frau für mich und meine Kinder. Mein Gott, ich würde sie auf den Händen tragen, wenn sie meine Frau werden wollte. Ich würde ihr alles zuliebe tun, was ich könnte.



Zweistöckige Omnibusse in Zürich

Für die Ausstellung englischer Waren in Zürich stellten die Londoner Verkehrsbetriebe als Propagandamittel diesen zweistöckigen Omnibus zur Verfügung.

Photopreß-Bilderdienst Zürich

So begann er denn zuerst vorsichtig und dann immer ungehemmter dem Mädchen sein Herz auszuschenken, erzählte, wie er nun in seinem Unglück von Gott und Menschen verlassen allein dastehe und sich nicht zu helfen wisse. Und als er spürte, daß das Mädchen seinen Worten nicht gleichgültig, sondern mit großer innerer Teilnahme zuhörte, da blühte die Hoffnung aus seinem Elend hervor wie ein Schneeglöckchen im März.

Er war aber klug genug, sein wahres Anliegen noch zu verbergen; er wollte das Mädchen nicht überrumpeln und erschrecken. Aber er nahm sich fest vor, seinen Plan, der ihm wie aus einer andern Welt zugeflogen war, nicht einfach als einen schönen Traum zu betrachten. Und das war das Beste, was er tun konnte.

Das Marieli vermochte sich den ganzen langen Abend und noch in der Nacht, als es im Bette lag, nicht von dem Schicksal des geschlagenen Mannes loszulösen. Es hatte wohl gefühlt, woran Eichenberger dachte. Und je länger es sich die Sache überlegte, um so mehr mußte es sich sagen: Hier wartet eine Aufgabe, die es wert wäre, übernommen und getan zu werden.

In der Folge sammelte Marieli auf diskrete Art Auskünfte über die Lebensführung und den Charakter Eichenbergers. Es vernahm nur Gutes. Und der Entschluß festigte sich in ihm, Eichenberger nicht zurückzuweisen, wenn er ein verpflichtendes Wort forderte. Dienen. Ich bin zum Dienen geboren. So hat es Gott für mich bestimmt, dachte das Marieli in stiller und doch fast fröhlicher Ergebenheit. Und als Eichenberger eines Abends den Gang ins Häuschen am See wagte und die Worte sagte, die ihn bedrängten, gab Marieli ihm still die Hand und antwortete: „Ja, Hans, ich will es probieren, um deiner und deiner Kinder willen. Etwas anderes kann ich dir jetzt noch nicht versprechen. Du mußt Geduld mit mir haben.“

Der Mann, glücklich, lächelte und sagte: „Es wird schon recht werden, Marieli.“

Die Hochzeit wurde in aller Stille gefeiert. Außer den beiden Trauzeugen wurden keine Gäste eingeladen. Aber schon am nächsten Tage wurden die Kinder heimgeholt, und bald blühten sie auf wie Blumen im Sonnenschein. Denn das Marieli war eine prächtige Stiefmutter.

Als ein Jahr vorbei war, hielt es auch ein eigenes Kindlein im Arm.

Seither ist viel Zeit vergangen. Das Marieli hat seinen Schritt nie bereut. Wie gesagt, Hans Eichenberger ist kein Mann, mit dem nach außen Staat zu machen wäre. Aber das ist ja auch nicht nötig. Er hat Herz und Gemüt. Er tut für seine Frau und seine Kinder, was ihm möglich ist, und das, meinen wir, darf füglich mehr gelten als äußerer Schein und Glanz, hinter dem sich meistens nichts als innere Leere verbirgt.

Der Traum des Dichters

Im November 1866 heiratete Tjodor Dostojewskij seine Stenographin Anna Grigorjewna Snitkina. „Wahrscheinlich hätte er noch länger gezögert“, erzählte seine Tochter, „wenn ihn nicht ein prophetischer Traum zur Entscheidung gedrängt hätte.“

Dostojewskij träumte, daß er einen wichtigen Gegenstand verloren habe. Er suchte ihn überall und durchwühlte ungeduldig alle Schränke. Plötzlich bemerkte er in der Tiefe einer Schublade einen kleinen Diamanten, der so stark strahlte, daß er das ganze Zimmer erleuchtete. Der Dichter betrachtete ihn erstaunt. Wie kam das Schmuckstück in die Schublade?

Plötzlich, wie das in Träumen geschieht, steht an der Stelle, wo eben noch der Diamant war, seine Stenographin, und es will ihm scheinen, als ob sie ebenso leuchte wie der Diamant. Dostojewskij erwachte. Er war gerührt und glücklich. Noch am gleichen Tage machte er Anna Grigorjewna einen Heiratsantrag. Er hat es nie bereut.

„Die Heilige Elisabeth“ und der Stadtmusikus

Man probte auf der Wartburg Liszts „Heilige Elisabeth“, die zur Weihe der Burg geschrieben worden war. Das Orchester machte seine Sache aber so schlecht, daß Liszt endlich die Geduld verlor und den Taktstock mit den Worten niederlegte: „Das ist ja die reinste Jahrmusik!“ Da hörte man die Stimme des Stadtmusikus Fischer, eines Weimarer Originals:

„Sie ist ja auch nicht von uns, Herr Liszt!“